

Silke Mende, „Nicht rechts, nicht links, sondern vorn“. Eine Geschichte der Gründungsgrünen, Oldenbourg Verlag, München 2011, XII + 541 S., kart., 64,80 €.

Silke Mende fragt danach, was die so heterogenen Gründungsgrünen einte und warum sie sich zu einer Partei zusammenschlossen. Ideengeschichtlich nimmt sie die Gründungsgrünen als Kristallisationspunkt einer Zeitsignatur in den Blick, die neue Denkstile, Erfahrungen und Politikformen hervorbrachte. Außerdem möchte sie die Themen und Anliegen dieser Bewegung eruieren. Das Erkenntnisinteresse zielt tiefer: An der Gründungsgeschichte möchte die Autorin demonstrieren, dass sich ein signifikanter Teil der bundesdeutschen Gesellschaft vom „liberalen Konsens“ abwandte. Damit ist ein Ordnungsmodell gemeint, dessen Eckpfeiler in Marktwirtschaft, Massenkonsum und Wirtschaftswachstum sowie parlamentarischer Demokratie und Westbindung bestanden. Methodisch postuliert die Arbeit eine mittlerweile etablierte kulturhistorische Erweiterung der Politikgeschichte, die Diskurse und Symbole, Wahrnehmungen und Aushandlungsprozesse in den Mittelpunkt stellt.

Bereits Zeitgenossen fragten sich: Wer steckt eigentlich hinter diesen lockeren Formationen, die mal als bunte, mal als grüne und mal als alternative Liste firmierten? Silke Mende konzentriert sich auf Gründungsmitglieder der Bundespartei und ihrer Vorgängerinstitutionen zwischen den späten 1960er und den frühen 1980er Jahren, außerdem betrachtet sie Gruppierungen, die sich an der grünen Wahlbewegung beteiligten. Um den Gegenstand enger zu fokussieren, untersucht sie „relevante Gründungsnetzwerke“. Damit setzt die Autorin eines von vielen Ausrufezeichen der Arbeit. Demnach trieben nämlich die Mitglieder dieser Netzwerke die Formierung der Grünen als Partei maßgeblich voran, und folgerichtig war der Anteil der Basis an diesem Prozess geringer. Dabei diente die Basis immer als Legitimationsbasis und Letztargument. Schon in der Herangehensweise wird so der Anspruch der Arbeit deutlich, die Grünen zu historisieren. Das ist legitim, birgt aber auch einen ironischen Stachel, denn so ‚normalisiert‘ die Autorin die Grünen, die sich immer als Gegenmodell zu den etablierten Parteien verstanden wissen wollten.

In der Arbeit steckt enormer Fleiß. Silke Mende entwickelt ihre Thesen auf einer eminent breiten Quellengrundlage: Sie wertet erstens die Akten der grünen Bundespartei und weiterer Organisationen wie beispielsweise des Sozialistischen Büros aus. Zweitens schöpft sie aus zahlreichen Nachlässen, und bezieht dabei auch Protagonisten aus der zweiten Reihe ein. Schließlich stützt sie sich systematisch auf veröffentlichte Beiträge von und über Anhänger(n) der Grünen, die es ihr erlauben, deren Diskussionen bis auf die Graswurzelebene nachzuzeichnen. Hinzu kommt eine beeindruckende Fülle zeitgenössischer Literatur.

Silke Mende gliedert ihren Stoff in einer doppelt systematisierenden Weise. Zunächst untersucht sie ausführlich fünf Strömungen, aus denen sich die grüne Bewegung speiste: die konservativen „Bewahrer“ um den ehemaligen CDU-Politiker Herbert Gruhl, die aus dem Dunstkreis der Konservativen Revolution stammenden „Gemeinschaftsdenker“, die „antiautoritären Anthroposophen“ auf der Suche nach dem berühmten Dritten Weg zwischen Ost und West. Hinzu kommen zwei Strömungen, die aus der Außerparlamentarischen Opposition hervorgegangen waren: die „undogmatische Linke“, in der sich der Konflikt zwischen Fundamentalisten und Pragmatikern der späteren grünen Partei schon früh abzeichnete, sowie marxistische K-Gruppen. Alle Strömungen versteht sie als „Denkkollektive“ nach Ludwik Fleck, beschreibt jeweils die sie tragenden personellen Netzwerke, ihre organisatorische Struktur, ihre Programmatik sowie die von ihnen bevorzugten Handlungsformen.

Anschließend stellt sie knapp fünf grüne „Stars“ des Parteigründungsprozesses vor: Baldur Springmann, Rudolf Bahro, Rudi Dutschke, Carl Amery und Petra Kelly. Sie stehen nicht für jeweils eine der zuvor analysierten Strömungen, vielmehr attestiert ihnen die Autorin wegen ihrer charismatischen Bindungskraft, ihrer Qualität als Vordenker und ihrer Medienwirksamkeit eine besondere Kohäsionskraft.

Der zweite systematische Zugriff erfolgt strömungsübergreifend über fünf Themenfelder, auf denen die so unterschiedlichen Strömungen zusammenfanden. Die Autorin analysiert zunächst die immense Bedeutung der Kernthemen „Umwelt“, „Wachstum“ und „Konsumgesellschaft“ für den Formierungsprozess der Grünen, wendet sich dann deren Staats- und Institutionenkritik zu, analysiert anschließend Fortschrittsbegriff und Zukunftsvorstellungen in der Bewegung, beschreibt danach die ideologische Selbstverordnungen der Grünen und die damit einhergehende Herausforderung an das klassische Rechts-Links-Schema und wendet sich schließlich dem politischen Habitus der „Anti-Parteien-Partei“ sowie deren Bewährungsproben in der Praxis zu. Mit dieser Gliederung gelingt es der Autorin, ihren diffusen Gegenstand zu bändigen und seine Kontur bis in feinste Substrukturen sichtbar zu machen. Leider ist das Fazit nicht mehr als eine Zusammenfassung. Seine Überschrift verspricht mehr, nämlich den Ort der Gründungsgrünen in der Geschichte der Bundesrepublik zu kennzeichnen. Allerdings gelingt dies nicht mit der Prägnanz, die den Hauptteil auszeichnet. Vor allem spielt in der Schlussbetrachtung der eingangs postulierte Abschied vom liberalen Konsens keine Rolle.

Alle Kapitel – mit Abstrichen beim letzten, in dem der Autorin ein wenig die Luft ausgegangen zu sein scheint – bestechen durch souveräne Durchdringung des Quellenmaterials und analytische Stringenz. Die Autorin lässt nicht einfach ihre Quellen sprechen, sondern lotet ihren Gehalt systematisch aus. So kann sie zeigen, an welchen Orten und zu welchen Gelegenheiten sich Mitglieder der unterschiedlichen Netzwerke begegneten, wo sie dann Vertrauenskapital für den Formierungsprozess aufbauten. Außerdem betont sie Lernprozesse etwa in der Frankfurter Sponti-Szene oder bei dogmatischen Kommunisten: Waren letztere nach Brokdorf gepilgert, um dort Verbündete für die Revolution zu finden, so kehrten sie sensibilisiert für die Gefahren der Atomkraft und mit genuinen Umweltschutzanliegen zurück. Weiterhin unterstreicht Mende, dass die so unterschiedlichen Anhänger der grünen Bewegung sich in bestimmten diskursiven Mustern und Topoi einer grundsätzlichen Einigkeit versichern konnten. Gemeinschaftsdenker und undogmatische Linke geißelten vereint die „seelenlose Staatsmaschine“, der die Bürger unterworfen seien; alle Strömungen verwarfen die Industrie- und Konsumgesellschaft, alle konstatierten eine umfassende Krise, die die Lebensweise der entwickelten Welt für die gesamte Menschheit heraufbeschworen habe und aus der nur grundsätzliches Umdenken hinausführe. Die Grünen konnten ihre Reihen schließen, weil sie sich zu nichts geringerem berufen fühlten, als die Menschheit und die Erde vor dem Untergang zu retten.

Silke Mende ist eine Pionierarbeit gelungen, deren Ertrag über die hier beleuchteten Ergebnisse weit hinausreicht. Sie bietet nicht nur eine der eindringlichsten empirischen Studien für den Untersuchungszeitraum, sondern leistet zudem einen fundamentalen Beitrag zum Verständnis der bundesdeutschen politischen Kultur seither.

Bernhard Gotto, München

Zitierempfehlung:

Bernhard Gotto: Rezension von: Silke Mende, „Nicht rechts, nicht links, sondern vorn“. Eine Geschichte der Gründungsgrünen, Oldenbourg Verlag, München 2011, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 52, 2012, URL: <<http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81314>> [19.1.2012].